

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 19 (1929)
Heft: 15

Artikel: "Robinsonland" [Fortsetzung]
Autor: Poeck, Wilhelm
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637533>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche

Nr. 15
XIX. Jahrgang
1929

Bern,
13. April
1929

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Zwei Gedichte von Martha Pfeiffer-Surber.

Engelbegegnung.

Sie finden sich in einem warmen Hauche Und wachsen so in Nacht hinein. Sie werden schwer und tragen sich wie Bäume, Vom Aste bis zur Wurzel in dem Hain.	Von da erzittern Töne über Welten, Die Grenzen fliehen in den Raum. Gott strahlt aus ihnen tausend Wunder- dinge, Bis Morgen fädelt ein den goldnen Saum.	Sie trennen sich mit einem Hauche Und werden leicht, und wogen in der [Au. Ein Flügelchlagen, eine letzte Welle — Und auf die Erde perlt der Tau.
--	---	---

Seelen.

Uns segnet der Wind, Weil wir sehnüchtig sind. Und in unserem Sehverlangen, Streift er von Dir zu mir die Wangen.	Horch! ein Ton — Und nun eine Welle — Der Hauch drückt mich ins Knie vor Dir. Nun stehst Du auf der Herzensschwelle Und leise klingt Du auf die Tür.
--	--

„Robinsonland“

Ein Roman von Wilhelm Poed.

3

4.

„Dietmar“, redete der Staatsanwalt seinen Sohn mit eifriger Stimme an, „deine Mutter hat mir soeben mitgeteilt, daß du, Lambert, sowie deine Freunde Peter Gildenapfel und Karljochen Rosendaal euch eine ganze Woche lang, weil Herr Sommer krank war, während der nachmittäglichen Arbeitsstunden im Walde umhergetrieben habt. Ihr seid also auch gestern dort gewesen, nicht wahr?“

„Ja, Papa“, erwiderte Dietmar leise. Dabei streiften seine Augen abwechselnd die wie aus Stein gemeißelten, drohenden Züge des Vaters, das schmerzvoll bewegte, erdfahle Gesicht seiner Mutter und den militärisch amtlich dreinblickenden Polizeikommissar. Er kannte ihn zwar nicht, doch sagte er sich, daß die Gegenwart eines Fremden mit dem so plötzlich heraufgezogenen unheimlichen Gewitter in Zusammenhang stehen müsse.

„Was habt ihr dort gemacht?“

„Indianer gespielt, Papa.“

„Dann habt ihr euch wohl auch eine Höhle gegraben oder gebaut, nicht wahr?“

Eine eifige Krallen legte sich um das Herz des Jungen. Der Herr hatte also die Höhle gefunden und seinem Vater davon Mitteilung gemacht. Er bejahte also auch diese Frage ohne Winkelzüge, da er seinen Vater kannte und wußte, daß

dieser über nichts in größeren Zorn geriet als über Besönigungsversuche.

„Wie lange besteht diese Höhle schon?“

„Seit drei Wochen, Papa.“

„Was habt ihr darin getrieben?“

„Na, das war doch eben unsere Höhle. Getrieben haben wir gar nichts darin, bloß gehaust.“

„Ist das nun ein bloßes gegrabenes Loch oder befinden sich auch Sachen darin?“

Dietmar atmete ein bißchen auf. Vielleicht handelte es sich nur um die Einrichtung, und der Entdecker wußte von den sonstigen, in einem geschickt verborgenen Nebenraum befindlichen Schätzen nichts.

„Bänke, Papa, und ein Tisch“, erwiderte er etwas zuversichtlicher. „Aber die haben wir uns alle selbst gemacht.“

„Wer hat euch denn das Holz dazu gegeben?“

„Ach, das waren ja nur alte Speicherbretter, die gar keinen Wert mehr haben. Peter sagte, die könnten wir ruhig nehmen.“

„Die Bretter zu der Einrichtung sind also aus dem Gildenapfelschen Speicher. Stammen dorthier vielleicht noch weitere Stücke? Und welche?“

„Eine alte Petroleumlampe.“

„Ist das alles?“

„Auch ein alter Petroleumkocher“, beichtete Dietmar weiter.

„Was habt ihr euch darauf gekocht?“

„Pilze geschmort, die wir im Walde gesammelt hatten.“

„Nichts anderes?“

„Kartoffeln.“

„Woher hattet ihr denn die Kartoffeln?“

Dietmar überlegte. Wenn er nun sagte: man habe die Kartoffeln gekauft? Aber der voraussichtlich nicht dicht haltende Lambert! Er beschloß, lieber bei der Wahrheit zu bleiben.

„Die haben wir so rausgebuddelt“, gestand er, unwillkürlich den Kopf zwischen die Schultern ziehend. Denn jetzt kam sicherlich ein fürchterlicher väterlicher Zornesausbruch.

„Wo?“

„Auf Heinemanns Feld. Aber Heinemann hat ja einmal gesagt, auf ein paar Hände voll Kartoffeln käme es ihm nicht an.“

„Da hattet ihr den Platz für eure Höhle ja ganz in zweckentsprechender Lage ausgesucht. Habt ihr euch auch noch andere Eßsachen aus dem Heinemannschen Grundstück angeeignet?“

Dietmar schwieg. Diese entsetzliche Frage zu beantworten überstieg seine Kräfte.

„Antworte!“ donnerte der Staatsanwalt.

Dietmars Mund zuckte. Doch kein Wort drang heraus. Aber nun regte sich in ihm der Trost.

Seine Mutter kannte ihn und sah, was in ihm vorging. Sie überschaute jetzt die Lage und wollte sie ihm erleichtern.

„Dietmar“, sagte sie, seine Hände ergreifend, „gesteh' Papa aus freien Stücken alles und bitte ihn um Verzeihung. Ihr habt Dummheiten gemacht, nicht wahr? Keine Schlichkeiten. Aber beichten müßt ihr sie, damit sie euch alle vier nicht in große Ungelegenheiten bringen.“

„Erdmutter, du willst dem Jungen aus der Patzche helfen“, erwiderte der Staatsanwalt erregt. „Bitte, falle mir nicht ins Wort. Dies ist eine amtliche Vernehmung.“

„Nein“, erwiderte Frau Nautilus ebenso sanft wie fest, „das ist es noch nicht, Herbert, und es soll hoffentlich auch keine werden. Bedenke, es ist dein Sohn, der vor dir steht.“

„Ein jugendlicher Verbrecher ist es!“ rief der Staatsanwalt heftig.

„Nein, Papa, das bin ich nicht!“ wehrte sich Dietmar entsetzt. „Wir haben den Schinken und die Wurst aus Scherz genommen.“

„Siehst du!“ rief Frau Nautilus.

„Schade, daß das Gesetz in solchen Dingen keinen Scherz versteht“, sagte der Staatsanwalt. „Also genommen habt ihr die Sachen. Aus Heinemanns Hause?“

„Ja!“

„Dann wirst du mir nun genau und völlig der Wahrheit getreu bekennen, wie ihr auf diesen ‚Scherz‘ gekommen seid, und in welcher Weise ihr ihn ausgeführt habt.“

„Heute wollte ja Herr Sommer wiederkommen“, begann Dietmar seinen Bericht, „und da wollten wir gestern zum Schluß noch einen besonders großen Kriegszug aus-

führen. Auf unseren Kriegszügen haben wir aber nie etwas wirklich geraubert, Papa; wir nennen sie nur so, weil wir uns im Walde gegenseitig beschleichen, manchmal auch mit anderen Jungen, die ebenfalls Höhlen haben. Und als wir so am Waldrande entlang schlüpfen, sahen wir Heinemann mit allen seinen Leuten weit vom Hause auf seiner Wiese Heu machen. Da sagte ich so aus Unfinn: Wie wär's, wenn wir uns in den Wigwam des Bläßgesichts hineinschlichen und Stalpe raubten? Da riefen die anderen ‚Hugh!‘ und wir gingen in unseren Indianerkostümen los. Auf der Feuerleiter stiegen wir bis zum Auenloch, krochen hindurch und nahmen jeder einen geräucherten Schinken aus dem Wigwam, die drei anderen je eine Wurst und ich einen Schinken. Dann tanzten wir einen Kriegstanz um den Feuerherd, schlugen mit unsern Tomahawks jeder einen Splitter aus der Hofstür und machten, daß wir fort kamen. Aber wir hatten nicht die Absicht, den Schinken und die Würste zu behalten. Nächsten Sonntag wollten wir sie, wieder im Kriegsschmuck, zurückbringen und freuten uns schon auf Heinemann sein vergnügtes Gesicht; denn der hat Spaß an so was. Das wußte ich, sonst hätten wir's ja auch nicht getan. Aber nun ist unsere Höhle ja entdeckt, und es sieht so aus, als ob wir den Schinken und die Würste wirklich gestohlen hätten.“

Frau Nautilus atmete auf. Sie sah den Kommissar an, und der erwiderte den Blick. Wenn sich die Sache zum Guten wenden ließ, so war es, indem man sie als Dummens-Jungen-Streich ansah, wie Dieb sie soeben völlig glaubhaft geschildert hatte.

Aber der Staatsanwalt schien diese Auffassung nicht zu teilen.

„Wenn ihr die Gegenstände nicht zu behalten beabsichtigt, warum bandet ihr dann an jedes Stück einen Zettel mit euren Namen?“

„Es waren ja doch unsere Stalpe, Papa, die wir mit Gefahr erbeutet hatten.“

„Und wie reimt es sich“ — der Staatsanwalt erhob seine Stimme — „mit eurer angeblichen Absicht der Wiedergabe, daß der Schinken angeschnitten ist?“

Dietmar fühlte: das war der Punkt, bei dem sich das Urteil des Vaters für „schuldig“ oder „nicht schuldig“ entscheiden würde. Blitzschnell durchzuckte es ihn: ableugnen! Aber das Schwanken währte nur eine Sekunde. Der durchdringende väterliche Blick bohrte dem armen Jungen die Wahrheit förmlich heraus, und wie Bleistücke fielen die Worte zur Erde:

„Wir waren hungrig geworden und aßen davon.“

„Damit ist diese Tatsache des Diebstahls, des schweren Diebstahls, juristisch geschaffen“, sagte der Staatsanwalt mit einem tiefen Seufzer.

„Nichts ist geschaffen“, rief Frau Nautilus aufspringend, „Herbert, und wenn sie zehnmal davon abgeschnitten hätten, und wenn sie alles aufgeessen hätten: es war und bleibt doch ein Dummens-Jungen-Streich.“

„Das verstehst du nicht, Erdmutter“, erwiderte der Staatsanwalt finster. „Jeder Jurist wird dir sagen...“

„Was gehen mich die Juristen an! In erster Linie bist du Mensch, Herbert, und bist Vater, wie ich Mutter bin. Urteile nicht vorschnell! Hör' die übrigen Jungen. Hör' vor allem Lambert, der doch ganz sicherlich niemals seine Hand

nach fremdem Gut ausstrecken würde, ebenso wenig wie du selbst. Alle werden es dir bestätigen, daß sie die Sachen nicht haben wegnehmen wollen.“

„Wiege dich in keine unnütze Hoffnung. Am Gesetz läßt sich nicht drehen und deuteln. Auch sind diese unglücklichen Schinken und so weiter ja nicht das einzige. Dietmar, in dem Vorratsraum eurer Höhle sind Wein, Schokolade und Zigaretten gefunden worden. Woher stammen die?“

„Peter hat sie mitgebracht.“

„Woher?“

„Von zu Hause!“

„Wer hat sie ihm gegeben?“

„Du weißt doch, Herbert“, mischte sich Frau Nautilius wieder ein, „wie's in dem Gildenapfelschen Hause zugeht. Ist nicht neulich das Gildenapfelsche Dienstmädchen vom Schöffengericht nur ganz milde bestraft worden, weil dort alle Eßwaren offen umherliegen? So hat natürlich auch der genußsüchtige Peter mit beiden Händen zugegriffen.“

„Vom Wein sind wir auch gerade so lustig und nachher hungrig geworden“, ergriff Dietmar geschickt die neue Rettungsplanke. „Sonst hätten wir gewiß nicht den Schinken angeschnitten. Ich wollte es auch gar nicht.“

„Wer ist es denn gewesen?“ fragte der Staatsanwalt. Dietmar wollte nicht mit der Sprache heraus.

„Du darfst nicht schweigen“, sagte Frau Nautilius, „auch wenn du einen anderen damit belastest. Die Sache ist zu ernst. Peter Gildenapfel war's, nicht wahr?“

Diek nickte.

„Ich wußte es. Herbert, wäre den Jungen der Wein nicht zu Kopf gestiegen, so bliebe nichts anderes übrig, als ein richtiger Dummer-Jungen-Streich. Und er ist's und bleibt's auch so. Sie sind beschwipst gewesen. Das muß ihnen zugute gerechnet werden.“

„Ich sehe in dieser Räuberhöhlenexistenz, trotz aller Beschönigungsversuche, bis jetzt nichts anderes als ein Netz von Diebstählen, Raschhaftigkeit und sittlicher Verwilderung“, erwiderte der Staatsanwalt kopfschüttelnd.

Er befahl Dietmar in das anstößende Zimmer zu gehen und rief Lambert herein.

Als Lambert erfuhr, um was es sich handelte, brach er in Tränen aus. Er war vollständig gebrochen und gestand: er habe wohl gewußt, daß alles, was sie im Walde getrieben hätten, nicht recht gewesen sei. Nur weil Diek ihm Feigheit vorgeworfen und Peter ihm das lustige Leben bei Schokolade und Wein so verführerisch ausgemalt habe, sei er mitgegangen.

Karljochen Rosendaal verstand nicht, warum der Staatsanwalt wegen des Schinkens und der Würste, die man ulkshalber genommen hatte und wieder hinbringen wollte, sich so aufregte. Was wurde alles bei seinem Vater auf dem Gut von Knechten und Tagelöhnern in Wirklichkeit gestohlen, ohne daß ein Hahn danach krächte!

Peter Gildenapfel erfaßte dagegen die Angelegenheit sogleich in ihrer ganzen Tragweite, und er kannte auch den Charakter des Staatsanwalts, dessen übertriebenes, beamtenmäßiges Pflichtgefühl in seinem väterlichen Hause viel besprochen wurde, ganz genau. Demgemäß richtete er seine Darstellung ein. Der Anführer und Angeber bei allen

Streichen sei Diek gewesen, er sei nur so mitgelaufen, weil er ja mit den übrigen Dreien zusammen die Arbeitsstunde teile und keine anderen Freunde habe. Er habe nie etwas genommen und vom Einsteigen in das Heinemannsche Haus direkt abgeraten; die Wurst habe Diek für ihn aus dem Wiemen heruntergeholt. Den Schinken habe er nicht angeschnitten, sondern Diek; wenn dieser das Gegenteil behauptete, so müsse er betrunken gewesen sein. Uebrigens seien sie das alle gewesen. Den Wein, die Schokolade und die Zigaretten habe er von zu Hause mitgebracht, um auch etwas zur gemeinschaftlichen Menage zu liefern. Die Sachen habe er nehmen dürfen; sein Vater habe es ihm erlaubt.

Schließlich wurden die vier Missetäter einander gegenübergestellt, ohne daß sich an der Aussage viel geändert hätte. Es stand soviel fest, daß Diek der Anführer des „Kriegszuges“ gewesen war. Vom Auszug und nach der Rückkehr war ausgiebig Wein getrunken worden. Dann hatte, wie Lambert und Karljochen übereinstimmend bezeugten, Peter den Schinken angeschnitten, sogar gegen den ausgesprochenen Willen Dietmars, und zwar aus reiner Neppigkeit, weil zu Bratkartoffeln nun einmal Schinken gehöre.

Darauf entließ der Staatsanwalt die beiden anderen nach Hause und schickte Diek und Lambert auf ihr Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Der liebe Lenzgesell.

Von M. Feesche.

Das war ein Trauern und Bangen im Winterherzeleid!
Nun kam der Frühling gegangen frisch über Feld und Heid'.
Es trug der liebe Geselle manch goldnen Sonnenstrahl
Im Ränzel, damit er schnelle ins Menschenherz sich stahl.
Beim Wandern legte die Hände er sacht an Busch und Baum,
Da war's auf einmal zu Ende mit ihrem Wintertraum.
Dann ist er fröhlich gegangen zum stillen Wiesengrund,
An toter Blümelein Wangen preßt' er den roten Mund.
Da gab's ein Leben, ein Werden, da zog der Duft durchs
Land;

Es lag die blühende Erden im weißen Brautgewand.
Dann stand der Frühling am Flieder, sah ins Geäst hinein,
Gleich lang Frau Nachtigall wieder die alten Meloden.
Und wo durchs Dorf er gezogen, da sind um's Kirchendach
Die ersten Störche geflogen, sie sahn die Nester nach.
Gar lustig nahm er den Steden und trieb die Herden aus.
Die Tüschlein tät er schon decken zum würz'gen Kräuterschmaus.

Und aus den niedrigen Sträben trieb er die Kinderchar,
Sprang mit den Mägdlein und Buben, kein Spiel zu toll
ihm war.

Dann wieder hockte er lange beim greisen Mütterlein,
Rüht' auf die faltige Wange der Jugend Rosenschein.
„Hinaus, hinaus in die Weite!“ sprach er zum Wandersmann,
Schritt selbst ihm fröhlich zur Seite, fing auch manch Liedlein an.

Und wo in Tränen und Jammer ein Menschenkind er fand,
Da trat er leis in die Kammer, ein Sträußlein in der Hand,
Er gab's den Armen, den Kranken, sie sahn die lichte Pracht
Und lernten wieder zu danken für Gottes Wundermacht.
So hat er alle gesegnet, der liebe Lenzgesell,
Wer ihm am Morgen begegnet, dem war die Nacht noch hell.
Nur wer ihn nimmer gesehen, der ist vom Glück noch weit.
Der muß nun alleweg gehen im Winterherzeleid.